

Sonntagsmeditationen

Sonntag, 25. Februar

Mambo, Herr, erbarme Dich. In einer Kirche, mitten im Irgendwo südlich der Sahara, singt Sonntags eine Gemeinde, dröhnen die Trommeln unter dem Wellblechdach, gellen dazwischen schrillen Rufe der älteren Frauen. Die Menschen sitzen dicht gedrängt auf niedrigen Bänken ohne Lehne. Heiss und feucht ist die Luft und zwischen Worte und Lieder legt sich Husten ohne Ende, aber auch die lebendigen Laute kleiner Kinder, welche von Frau zu Frau gereicht, geherzt werden und gewiegt.

Wann der Gottesdienst beginne? – Der Priester lächelt: Wenn alle da sind, versteht sich, wenn die Kirche voll ist. Tausend Plätze oder mehr. Gottesdienste sind hier soziale Ereignisse. Darum steht jener Mann dort hinten noch vor Tagesanbruch auf und geht und geht zwanzig Kilometer durch den Busch bis zur Busstation an der Strasse. Und wenn der Bus nicht kommt, geht er auch noch den Rest zu Fuss. Denn Sonntag ist Sonntag. Dafür ist kein Weg zu weit.

Sonntag, 4. März

Sonntags trägt Chipso ihr schönstes Kleid. Gerade und aufrecht geht die Achtjährige, wenn sie es trägt. Sie hat es selbst gewaschen am Fluss, auf den Steinen getrocknet und glatt gestrichen. Gelb ist es, wie die Sonne und hat lange Ärmel. Nicht wie das Tuch für den Alltag. Oder die kurzärmelige Schuluniform, welche sie von den zahlreichen Schwestern erbt. Der Lehrer hat sich bereits beklagt: So gehe das nicht! Doch der Grossmutter fehlt das Geld für ein neues Kleid. Zu viele Enkel sind in ihr Haus gekommen, seit die Eltern an Aids wegsterben.

Übrigens ist auch das Gelbe für den Sonntag ein mehrfach getragenes Stück. Doch es hat immer noch lange Ärmel, Manchetten mit Knöpfen. Chipso's Finger streicheln sie ständig. Was tut es, dass die beiden Bündchen nur noch an einem dünnen Faden hängen? Vom früheren Stoff sonst bis zu den Schultern hin gar nichts mehr vorhanden ist? Es ist die Würde und der Stolz der Trägerin, die das Kleid sonntäglich machen.

Sonntag, 11. März

Sonntags zur Mittagszeit sitzen im Pausenraum des Buschspitals von Musiso einige Schwestern beim Tee. Die Besucherin aus dem Norden der Welt hat viele Fragen. Was sie besonders beeindruckt: Die Gelassenheit und Fröhlichkeit mit welcher hier trotz Mangel und Leid das Leben gemeister wird. – Es stimmt, meint die Leiterin des Spitals, es fehlt hier tatsächlich an allem, an Medikamenten, Scheren, Nadeln, Fäden – noch die zerschissenste Binde wird wieder und wieder gewaschen, zum erneuten Gebrauch! Die Teerunde lacht, die Oberin lächelt, ja, so ist das bei uns, jedoch: «Solange Gott uns Menschen liebt, sind wir nicht wirklich arm zu nennen!»

«Durch unser Lachen und unseren Glauben schützen wir unsere Seele», – versucht ein junger Priester zu erklären. Und was ist, wenn einer seinen Glauben verliert? Darauf schüttelt der Priester nur den Kopf: «Das gibt es nicht!», sagt er mit Nachdruck. Einem Afrikaner der behauptet, dass er nicht an Gott glaube, sei kein Glaube zu schenken.

Sonntag, 18. März

Emily aus dem südlichen Afrika lebt seit vier Jahren in England. Als ausgebildete Krankenschwester ist sie einem Ruf nach qualifizierten Fachkräften aus dem Norden gefolgt. Denn mit dem mageren Verdienst, welchen sie in ihrer Heimat trotz Diplomen und Kompetenzen erwirtschaften kann, ist weder die Familie zu ernähren noch die Ausbildung der Kinder zu sichern.

Jetzt, auf unterster Lohnstufe in einem Pflegeheim tätig, schneidet die erfahrene Hebamme und Narkoseschwester alten Menschen die Fussnägel, überhört geflüstert manch rassistischen Spruch und träumt von der Heimat und ihren Kindern. Tatenda, der Jüngste, wächst ohne Mutter auf. Ein Heimflug ist teuer. Lieber schickt sie das Geld, denn Dank Mamas Lohn aus der Ferne, geht zuhause das Leben weiter.

Nur sonntags, sonntags geht Emily manchmal mit einer Freundin ins Kino. Und danach trinken sie eine Cola, reden und fühlen sich kurze Zeit froh und lebendig. Und montags waschen sie wieder die bleichen Körper. Und denken an zuhause.

Sonntag, 25. März

Am Abend auf Problemrunde durchs Spital sitzt eine Patientin aufrecht im Bett. Eine Schwester übersetzt: Zum Sterben möchte die Krebskranke heim. Der Arzt stimmt zu, es gibt nichts, was er noch tun könnte – nicht hier in diesem einfachen Buschkrankenhaus im Südosten Zimbabwes. Die ältere Frau klatscht dankend in die Hände, beginnt dann zu singen. Spontan singen alle mit: Die Pflegerinnen, die Angehörigen, andere Patientinnen in den umliegenden Betten. Es ist, als mache sich die Frau nun singend auf ihren letzten Weg – und als ob die anderen sie dabei ein Stück begleiteten.

Der Arzt aus Europa staunt. Der Nachtwächter am Tor bietet ihm eine mögliche Erklärung an: Von sechs Uhr abends bis sechs am Morgen ist der junge Mann auf Posten. Manchmal liest er, manchmal sitzt er einfach da und bisweilen singt er vor sich hin. Darauf angesprochen lacht er leise: «Wenn man singt, ist man näher bei Gott», sagt er.